

BO GIERTZ

**Und  
etliches  
fiel  
auf den  
Fels**

Aus dem Schwedischen von Christa-Maria Lyckhage  
und Dr. Friedemann Lux

**SCM**  
Hänssler

# SCM

Stiftung Christliche Medien

SCM Hänssler ist ein Imprint der SCM Verlagsgruppe, die zur Stiftung Christliche Medien gehört, einer gemeinnützigen Stiftung, die sich für die Förderung und Verbreitung christlicher Bücher, Zeitschriften, Filme und Musik einsetzt.



1. Auflage 2023 (5. Gesamtauflage)

Erweiterte deutsche Ausgabe: © 2023 SCM Hänssler in der SCM Verlagsgruppe GmbH  
Max-Eyth-Straße 41 · 71088 Holzgerlingen  
Internet: [www.scm-haenssler.de](http://www.scm-haenssler.de) · E-Mail: [info@scm-haenssler.de](mailto:info@scm-haenssler.de)  
Deutsche Originalausgabe: © Brill Deutschland GmbH, Vandenhoeck & Ruprecht,  
Und etliches fiel auf den Fels, Bo Giertz, (Göttingen, 1952/1958).

Originally published in Swedish in 1941 under the title: *Stengrunden*  
© Bo Giertz

Hauptübersetzung:  
Lutherbibel, 1912.

Weitere Übersetzungen:  
Lutherbibel, revidiert 2017, © 2016 Deutsche Bibelgesellschaft, Stuttgart.  
Elberfelder Bibel 2006, © 2006 SCM R.Brockhaus in der SCM Verlagsgruppe GmbH,  
Holzgerlingen. (Elb)  
Einheitsübersetzung der Heiligen Schrift, vollständig durchgesehene  
und überarbeitete Ausgabe, © 2016 Katholische Bibelanstalt GmbH, Stuttgart.

Übersetzung: Christa-Maria Lyckhage / Dr. Friedemann Lux (erweiterte Ausgabe)  
Lektorat: Damaris Müller und Menno van Riesen (letztes Kapitel)

Umschlaggestaltung: Stephan Schulze, Stuttgart  
Titelbild: unsplash: Korn; Kirche und Leinen  
Satz: typoscript GmbH, Walddorfhäslach  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
Gedruckt in Deutschland  
ISBN 978-3-7751-6146-6  
Bestell-Nr. 396.146

# INHALT

|  |     |
|--|-----|
| <b>Vorwort von Malte Detje</b> .....                         | 7   |
| <b>Erstes Buch: Der Hammer des Herrn</b> .....               | 11  |
| Die Berufung .....   | 12  |
| Die Erweckung des Gesetzes .....                             | 61  |
| Die Armut des Geistes<br>und das Licht des Evangeliums ..... | 97  |
| <b>Zweites Buch: Jesus allein</b> .....                      | 135 |
| Drei Tage vor Weihnachten .....                              | 136 |
| März .....   | 153 |
| Verklärungstag .....   | 181 |
| <b>Drittes Buch: Auf diesem Felsen</b> .....                 | 231 |
| Neues Leben .....  | 232 |
| Der Fels im Herzen und der Fels der Versöhnung .....         | 274 |
| Christi Blut, für dich vergossen .....                       | 326 |
| <b>Anmerkungen</b> .....                                     | 381 |

ERSTES BUCH

# DER HAMMER DES HERRN



# DIE BERUFUNG

Juli 1808

Es flog ein feiner Kristallton durch das Gemurmel und die Tabakswolken, als der Propst sein Likörglas erhob und mit dem Rittmeister anstieß. Er wollte das Glas an die Lippen führen, hielt aber auf halbem Weg inne und stand aus dem weißen Lehnstuhl auf.

»Meine Herren ...« Er hob das Glas in Richtung des Spieltisches am einen Ende des Saals, wo die Herren aus Eksta, Saleby und Bocksholmen zusammensaßen. »Meine Freunde ...« Die andere Hand beschrieb einen zierlichen Kreis in den Saal hinein, wo die Pfarrer des Kirchenkreises sich in unregelmäßigen Gruppen niedergelassen hatten. »Ich bitte Sie alle, sich mit uns zu einem Hoch auf die Sieger von Siikajoki und Revolaks zu vereinen.«

Magister Savonius, ein junger Hilfsgeistlicher, stand auf, richtete den Blick fest auf seinen Vorgesetzten und ließ die Augen dann wohlgefällig durch den Saal schweifen. Es war doch erstaunlich, wie viel Esprit und Kultur in so einem alten Kasten von Pfarrhaus Platz hatten! Er erinnerte sich, wie er vergangenen Advent seine Bücher in eine große Kiste gepackt und nur einige wenige Autoren ausgewählt hatte, vor allem die gustavianischen Dichter<sup>1</sup>. Diese sollten ihn in die Verbannung begleiten, wenn er jetzt die Akademie verließ und heimfuhr, um sich ordinieren zu lassen. Wehmütig hatte er den Golddruck auf seiner Kellgren-Ausgabe gestreichelt und gedacht: *Nun sollst du mich in der Einsamkeit trösten.*

Aber Einsamkeit hatte seine erste Hilfspredigerstelle ihm wahrhaftig nicht gebracht. Die Propstei in Ödesea war kein Verbannungsort. Der alte Propst war ein feiner und geistvoller Mann, im Grunde vielleicht reichlich konservativ und womöglich sogar etwas orthodox. Aber er war doch angenehm im Umgang und ein imponieren-

der Landesvater seiner Gegend, mit dem gleichen unverwüstlichen Interesse für Glaubensunterricht, Geschichte, Kartoffelbau und Weltpolitik. Wie er so dastand, kerzengerade und hager, mit seiner hohen Stirn und den würdig gezeichneten Mundwinkeln, machte er seinem Stand alle Ehre.

Savonius stellte mit Wohlgefallen fest, dass der Rittmeister vom Rittergut, der doch vom Rang her die Nummer eins der Gemeinde war, mit seinem jovialen und etwas gedunsenen Gesicht daneben ziemlich unbedeutend wirkte. Der Propst war einen Kopf größer. Es war keine Frage, wer würdevoller aussah. Es war wohl auch keine Frage, wem die Leute bei den Sitzungen lieber zuhörten.

Der Magister ließ den Blick weiterwandern. Das letzte Bündel Abendsonnenstrahlen suchte sich seinen Weg durch die Lindenzweige, es tanzte in spielerischen Streifen durch die leichten Rauchscheiter. Durch seinen warmen Widerschein an der Decke wurden alle Hobelspuren der weißen Bretter wie die Kräuselung einer Wasseroberfläche sichtbar, und der alte Spiegel am Saalende gähnte schwärzer als sonst. Ganz weit hinten in der Ecke bewegten sich helle Flecke auf der perlgrauen Tapete und der dunklen Deckenleiste, deren handgemalter Papierstreifen heute Abend seine gelben Rosen in all ihrer köstlichen Zierlichkeit hervortreten ließ.

Drüben zwischen den beiden Fenstern der Längswand stand das Klavier mit schwarzen Tasten und geraden Beinen. Eine Geige war ausgepackt, und rundherum hatte sich die Jugend gesammelt – ein ganzes Blumenbeet von hellen Empirekleidern und bunten Fräcken. Da waren die Propstkinder, die Töchter des Hauptmanns, des Rittmeisters Babette und ein paar andere, die Savonius nicht kannte.

Man hatte in den Noten geblättert und geflüstert: »Wenn wir Väterchen nur bitten könnten, in das Studierzimmer zu gehen, so könnten wir tanzen. Jetzt, da Johann-Christoph endlich vom Gymnasium heimgekommen ist und neben seiner Geige auch die allerneuesten Tänze mitgebracht hat ...«

In zerstreuter Gruppierung war die hochwürdige Geistlichkeit über den Saal verteilt. Dort stand Pastor Havermann, groß und breitbeinig, mit festem Griff um die lange Pfeife. Da waren Nylander und Warbeck und die ganze Reihe der anderen. Viele waren auffallend jung, ein paar noch nicht mehr als Hilfsprediger, und ihre Kleidung war keineswegs unmodern.

Die Einzigen, die den guten Eindruck verwischten, waren die Amtsbrüder Runfeldt und Linder. Runfeldt war ein unverbesserlicher Bauer mit Schnupftabak auf dem Rockaufschlag, gesprungenem Stiefelleder und einer unbeschreiblichen Atmosphäre von Stall und Sauerkraut um seine ganze untersetzte Person. Er hätte besser in den Küchenflügel gepasst, wo der Verwalter und die Fuhrknechte ihr Rindfleisch aßen.

Linder war ein dunkler Savonarola<sup>2</sup>, nicht ohne Feuer, aber es war ein Feuer, das den Glanz verlor wie Ofenglut im Sonnenschein, sobald die akademische Elite aus Uppsala mit Zitaten und Bonmots zu funkeln anfang.

Man hatte auf die Sieger von Siikajoki und Revolaks angestoßen, und das pflichtgemäße Schweigen folgte. Nur eine Hummel prallte surrend gegen die Decke, und ein Stuhl knarrte. Quer durch den Sonnenglanz und die schwere Wärme zog vielleicht auch eine leichte Wolke von Verstimmung. Das Friedensidyll war zerstört. Der Schatten von Osten, der sich in dem festlichen Gespräch fast verflüchtigt hatte, kroch wieder aus seiner Ecke hervor, mit allen schmachvollen Erinnerungen des Winters im Schlepptau.

Savonius spürte eine Anwandlung von Schwindel. Seine Arme waren schlapp und seine Fingerspitzen gefühllos. Er hatte sicher wieder zu viel getrunken. Die erste Stimme, die das Schweigen brach, klang unnatürlich entfernt.

Es war der alte Baron Schenstedt von Saleby, der sprach: »Ja, was glauben Sie, meine Herren? Wird der Krieg sich jetzt wenden?«<sup>3</sup>

Der Rittmeister, der offensichtlich die Verantwortung des Sachverständigen auf seinen breiten Schultern fühlte, schob das Kinn vor und antwortete: »Dieser Krieg wird sich niemals wenden. Er war verloren, ehe er anfang. Wir haben aufs falsche Pferd gesetzt. Wir hätten rechtzeitig einsehen sollen, was die Glocke geschlagen hatte. Glauben Sie mir, meine Herren: Für die nächsten hundert Jahre wird Europas Schicksal von Napoleons Genie diktiert. Der wahre Patriotismus besteht darin, das zuzugeben und sich danach zu richten. Im Bunde mit den Franzosen hätten wir unsere Chance gegen den Russen gehabt.

Jetzt bleibt nur übrig, mit ihm zu verhandeln und Frieden zu schließen – wenn es sein muss, unter Aufgabe Finnlands. Die Tapferkeit unserer Truppen erfreut ein Soldatenherz, aber unsere Zeit hat endlich gelernt, der Vernunft zu huldigen. Und alle Raison sagt, dass ein Widerstand gegen den Russen doch auf die Dauer vergeblich ist.«

»Wer sagt denn, dass er vergeblich ist?«, rief der Baron mit einer Promptheit, die bewies, dass er alte, erprobte Stellungen bezog. »Jeden Augenblick können wir den Engländer hier haben. Den Krieg gewinnt er schließlich doch, und wenn die französische Seifenblase platzt, möchte ich sehen, wer von Bonapartes Bewunderern sich dann noch in Sicherheit bringt!«

»Was die englische Hilfe wert ist, dürften Sie eigentlich allmählich wissen«, antwortete der Rittmeister spitz. »Konventionen und Verträge, Versprechungen und schöne Worte! Aber Napoleon, das bedeutet Vorwärtsmarschieren, *canonnade, brèche, victoire!*«

Nun war Pastor Havermann an der Reihe, ein Wort in die Diskussion zu werfen. »Dieser Krieg ist schlimmer als Torheit, er ist ein Verbrechen gegen die höchste Vorsehung! Es ist Übermut von einer kleinen Nation, den großen trotzen zu wollen. Haben nicht Bonaparte und der russische Zar in Tilsit gestanden, die Karte vor sich auf dem Tisch, und haben die Welt aufgeteilt? Was wollen Sie



dagegen tun, meine Herren? Es ist christlicher, sich zu fügen, als gegen Gottes Schickungen anzukämpfen.

Fahren wir so fort, so haben wir vor Jahresschluss den Russen in Stockholm und die Franzosen in Schonen. Unsere Städte werden niedergebrannt, unsere ganze Landwirtschaft wird glatt verwüstet. Und das bloß um der eitlen Ehre willen! Ist denn unser sauer erworbener Wohlstand nichts wert?«

»Ist denn die Freiheit nichts wert, Herr Pastor?« Es war einer der jungen Herren aus Saleby, der gefragt hatte.

»Die Freiheit?« Havermann sah den kühnen jungen Herrn scharf an. »Die Freiheit? Für ein vernünftiges Denken ist Freiheit das Recht, seinem Erwerb nachzugehen, seine Ruhe ungestört zu genießen und mit den Seinen in Sicherheit zu leben. Das kann man ebenso gut, wenn die Obrigkeit russisch ist, wie wenn sie schwedisch ist.«

Der Rittmeister setzte sich, als hielte er die Diskussion für abgeschlossen. Die meisten folgten seinem Beispiel. Drüben am Klavier flüsterten wieder die Mademoiselles.

Der Propst war stehen geblieben. Er lächelte sogar ein wenig. »Wenn Finnland – was Gott verhüte! – wirklich russisch werden sollte, so werden Sie wohl hinüberfahren und die Richtigkeit Ihrer Theorien erproben müssen, Bruder Havermann. Sie werden vermutlich auf die Dauer enttäuscht sein. Was die Allianzen angeht, so glaube ich weder von Bonaparte noch von den Briten, dass sie das letzte Wort hier oben zu sagen haben. Das letzte Wort sagen wir wohl selbst.

Es mag wahr sein, dass ein kleines Volk wie wir auf die Dauer Russlands Ressourcen nicht widerstehen kann – wenn sie wirklich alle auf einmal gegen uns eingesetzt werden könnten. Aber wenn das russische Reich auch groß ist, so hat es umso längere Grenzen zu bewachen und umso mehr Eisen warm zu halten. Die Großen haben in der Regel genug damit zu tun, gegenseitig aufeinander aufzupassen. Auch ein kleiner Bissen wird in Ruhe gelassen, wenn er

nur bitter und stachelig genug ist. Darum gebieten Verstand und Ehre, dass man nicht kapituliert, sondern sich tapfer wehrt ...«

»Tapfer, tapfer ... *mon cher ami!*« Der Rittmeister wedelte mit den Händen. »Was hilft Tapferkeit! Denken Sie nur an diese letzte Hiobs-post über meinen jungen Freund und Regimentskameraden. Hatte Löwenhielm nicht Mut, als er die Kosaken am Pyhäjoki attackierte? Allzu viel, fürchte ich! Was konnte er gegen die Übermacht ausrichten? Sein Los ist das Los Schwedens! Gefangen und verschleppt – sein Unglück bewegt mich aufs Tiefste.«

»Der Graf war voll wie ein Fass!«, rief der junge Herr aus Saleby. »Er hatte im Hauptquartier gefrühstückt und hatte im Rausch den Einfall, er müsse sich partout auf die Kosaken stürzen. Dann fiel er vom Pferd – das stand in dem Brief von Conrade-Emile. Rittmeister Reh binder mit seinen Dragonern versuchte, ihn rauszuhauen, und es hätte auch geklappt, wenn er nicht so arg betrunken gewesen wäre. Die ganze Brigade wusste von dem Skandal, sagt Conrade-Emile.«

»Bedenk, was du sprichst, Eugene!«, rief der Rittmeister mit einem Zorn, der vernichtend gewesen wäre, wenn nicht die Freude über diese nagelneue Anekdote gar zu deutlich hindurchschimmert hätte.

Der junge Heißsporn am Spieltisch ließ sich auch nicht einschüchtern, sondern fuhr leidenschaftlich fort: »Dieser ganze Krieg ist eine Schmach und Schande ohnegleichen! Bei Hämeenlinna haben sie zehntausend Gewehre im See versenkt und sind vor dem Russen davongelaufen, ohne einen Schuss abzufeuern – alles auf Befehl, obwohl die Männer darum bettelten, sich schlagen zu dürfen. Und dann Suomenlinna! Conrade-Emile schreibt, man habe von den Flüchtlingen aus Helsinki gehört, dass Buxhövdén jetzt hinterher prahlt, die Festung sei absolut uneinnehmbar gewesen. Die Russen draußen auf dem Eis waren weniger als die Unsern, die kapitulierten. Und alles das wegen einiger Verräter!

Die Soldaten schrien, sie würden den Kommandanten massakrieren; sie weinten wie die Kinder, als die Fahne niedergeholt wurde, und doch – hinaus aufs Eis und die Gewehre hingeworfen! Ich will Ihnen etwas sagen, meine Herren: Wenn das der Geist ist, der uns beseelt, so wird jeder Schweinehund uns mit Füßen treten, und wir haben es nicht besser verdient!«

Es war peinlich still geworden. So war doch die ganze hässliche Wunde wieder aufgerissen. Man hatte sich wie auf Verabredung gehütet, sie an diesem sonnigen Sommerabend zu berühren. Nun blutete sie aufs Neue.

Nur Pastor Havermann polterte ungeniert: »Es ist leicht, zu richten, wenn man blanke Lederstiefel und Spitzenkrausen trägt und nie zu riskieren braucht, sich den Degen blutig zu machen. Ich glaube, dass auf Suomenlinna vernünftig gehandelt worden ist. Man hat tausend Witwen die Tränen erspart. Dass ein Krieger, der sieht, wie das Symbol seiner Ehre niedergeholt wird, innerlich berührt ist, das verstehe ich. Aber das geht vorüber. In dreißig Jahren werden sich alle darin einig sein: Auf Suomenlinna ist vernünftig gehandelt worden!«

»Dann will ich lieber aller Vernunft abschwören und die Ehre behalten!« Es war wieder der junge Herr aus Saleby, der nicht schweigen konnte. Sein fein geschnittenes Gesicht war bleich und seine Stimme bebte. »Vernunft, Vernunft ... Es gibt kein Wort, das in unserem armen Volk so großen Schaden angerichtet hat wie dieses! Diese elende Vernunft, die nun fünfzig Jahre lang gepredigt worden ist, hat uns zu schlechten Kerlen und Feiglingen gemacht.

Will ein Reeder lieber für den Russen laden als der schwedischen Krone Kredit geben, so ist das Vernunft! Schließt man vor den ausgehungerten schwedischen Soldaten das Vorratshaus zu, weil sie nur Berechtigungsscheine aufzuweisen haben, und spart den Speck für den Herrn aus Moskau, der mit Gold bezahlt, so ist das Vernunft!

Deswegen verbeugen sich wohl auch die Herren unserer hohen Obrigkeit drüben in Finnland vor dem Zaren und schwören ihm den

Treueid! Und all das, während der Krieg flammt! Während das finnische Heer in Österbotten kämpft! Die Akademie, die Professoren, der Bischof, das Oberlandesgericht, die ganze schwedische Creme in Turku hat den russischen Eid abgelegt. Auch Regierungspräsident von Troil, der doch Erzbischofssohn und Beamter des Königs ist! Er hat einen russischen Stern zur Belohnung bekommen – Bischof Tengström auch!

Conrade-Emile schreibt, dass die Einzigen, die sich weigern, dem Russen Treue zu schwören, die Bauern sind. Aber sie werden von den schwedischen Behörden geknechtet, damit sie mürbe werden. Die Küstenflotte hat Briefe vom Bischof abgefangen, in denen er die Leute ermahnt, sich um alles in der Welt ruhig zu verhalten und sich der neuen Obrigkeit zu unterwerfen – als hätte es ihm der allmächtige Gott in seiner Gnade befohlen, damit der Bischof fortfahren kann, Malvasier zu trinken und in Frieden in die Sommerfrische zu reisen!

Was sagen Sie zu solcher Erbärmlichkeit, meine Herren? Ja, was sagen die Herren hier aus dem geistlichen Stande – das möchte ich wohl wissen!«

Die Geistlichen sahen sich erst gegenseitig an und dann den Propst. Aber der Propst schien nicht antworten zu wollen.

So ergriff wieder Havermann das Wort, der bloß auf die Gelegenheit gewartet hatte und mit Bravour zuschlug. »Ich für mein Teil sage, dass junge Herren weniger trinken sollten, dann würden sie sich nicht so künstlich aufregen! Bischof Tengström ist als eine aufgeklärte und gebildete Persönlichkeit bekannt, er hat bestimmt klug und redlich gehandelt. Man soll im Übrigen nicht alles glauben, was in Stockholm geschwätzt wird, und nicht über die Männer zu Gericht sitzen, die in einem eroberten Land ihre schwere Pflicht tun.«

Die Kollegen nickten Zustimmung.

Nur Linder stand in Gedanken versunken. Es sah aus, als schmerze und arbeite etwas hinter dem niedrigen schwarzen Haaransatz.

Er wandte sich zu den nächsten Amtsbrüdern und begann leise, aber eifrig zu sprechen: »Der junge Herr da hat doch recht. Vor bald zwanzig Jahren studierte ich an der Akademie in Turku. Ich habe Porthan und auch Tengström gehört.

Tengström las Moralthologie. Es war sehr elegant: viel von der Weisheit der Enzyklopädisten, aber nicht viel von der Luthers. Esprit hatte er, aromatisch war es, aber es war französisches Parfüm und nicht das biblische Salz. Er lehrte geradezu, dass es gleich ist, unter welcher Regierung wir leben, wenn wir nur in Frieden und Ruhe leben können.

Ich klage ihn nicht an deswegen. Das ist weder schlimmer noch besser als die meiste Weisheit dieser Zeit. Aber diesen Winter haben wir die fauligen Früchte der muffigen Saat zu schmecken bekommen, die wir fünfzig Jahre lang gesät haben.«

Linder merkte plötzlich, dass der ganze Saal zuhörte. Einen Augenblick stutzte er, richtete dann die kantige Gestalt auf und fuhr fort: »Wir leiden an Fäulnis bis in die Knochen hinein. Wer kann jetzt ein ungeschminktes Gotteswort vertragen?

Jesus hat man zu einem Sittenlehrer gemacht, der bestätigt, was die Weisen Griechenlands schon wussten! Die Sündenverderbnis wird als unschuldige Schwäche in der Natur dargestellt, die man mit poetischen Phrasen wegpredigt! So, wie der Mensch ist – mit dem Teufel im Leib –, so ist er fähig, alle Tugenden zu üben und die höchsten Vollkommenheiten zu verwirklichen. Alles kraft seiner verfinsterten Vernunft, der er folgt wie dem neuen Morgenstern!

Wenn die Vernunft bloß sagt, dass etwas nützlich und angenehm ist, so ist es gleich gut und tugendhaft. Wenn man dem verblendeten Verstand nur eine neumodische Perücke überstülpt, das fleischliche Herz in einen verzierten Seidenrock steckt und die glatte Zunge mit Diderot und Voltaire ölt – dann muss alles gelingen. Aber es gelingt nicht! Es führt in den Sumpf! Da sind wir jetzt, ganz tief unten in Dreck und Schande und Unehre.

Das Unglück ist nicht, dass wir so wenige sind. Das waren wir auch bei Narva. Aber das Unglück ist, dass wir gottlos sind. Branntwein und Sauferei ohne Ende, Liederlichkeit und Verhöhnung der Religion, Bestechung, Erbärmlichkeit, Feigheit ... An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!«

Nun brachen die Dämme, und die Einwürfe strömten wie Wasserfälle von allen Seiten. Die Amtsbrüder schlossen einen schwarzen Kreis um Linder, um ihn zur Verantwortung zu ziehen: Wollte er das Rad der Entwicklung zurückdrehen und das endlich aufgegangene Licht der Vernunft auslöschen? Wollte er die ungeheuren Fortschritte in Lehrweise und kirchlichen Sitten leugnen, die die Gegenwart vor allen vorhergehenden Jahrhunderten auszeichneten?

Die Herren am Spieltisch waren nicht weniger laut. Hier schien man beinahe der Kritik recht geben zu wollen: Die Situation des Landes war wirklich skandalös, aber die Ursache war nicht die Aufklärung und das Heilmittel nicht die Religion. War der König nicht religiös bis zum Fanatismus? Was half das? Nein, die Ursache – ja, die wusste man wohl.

Einer der jungen Herren sagte es geradeheraus: Mit einem verrückten und eigensinnigen Diktator am Ruder des Staates konnte dieser Sturm unmöglich überstanden werden.

Magister Savonius hatte die Arme gekreuzt und betrachtete das Ganze belustigt. Der Lärm, die lebhaften Gesten und die glühenden Gesichter legten sich als ein angenehmes Stimulans über sein bereits erhitztes Gehirn. Was würde nun geschehen?

Er schielte zum Propst hin. Richtig: Der Propst hatte der Geistlichkeit den Rücken gekehrt und widmete sich dem Adel. Sicher hatte er die beleidigende Äußerung über Gustav Adolf IV. gehört. Es müsste interessant sein, zu sehen, wie er reagierte. Im Herzen war er sicher ebenso kritisch wie die andern. Zwar betete er in der Hausandacht regelmäßig für den König, aber Savonius hatte bemerkt, dass er heute Abend unter allen Trinksprüchen keinen auf den König

ausgebracht hatte. Der Magister zog seine Schlüsse daraus: Man kann wohl für seinen Feind beten, aber man stößt nicht auf ihn an.

Der Propst wurde jedoch der heiklen Aufgabe enthoben, in diesem absolutistisch regierten Land Loyalität und Vorsicht aufrechtzuerhalten. Die Tür zur Diele war aufgegangen.

In der dunklen Öffnung stand ein Bauer. Die Stiefel waren weiß bestaubt, den breitkrepfigen Hut hielt er zwischen seinen groben Händen, und die gesprungenen Nägel bohrten sich nervös in den Filz. Sein Klopfen war in dem Gemurmel untergegangen, und so hatte er es gewagt, einzutreten. Nun stand er hilflos blinzeln da und versuchte, sich in dem Wirrwarr zurechtzufinden.

»Wen suchst du?«, rief der Propst.

Es wurde allmählich still im Saal.

Der Fremde schlug vor all diesen prüfenden und missbilligenden Blicken die Augen nieder und antwortete langsam: »Es sollte wohl Herr Pastor Havermann sein – oder sonst eben irgendein anderer Pastor. Es ist einer krank: Börsebo-Johannes ist es. Aber es ist ein bisschen eilig, denn er macht es wohl nicht mehr lange.«

Havermann hatte die Hände auf den Rücken gelegt und musterte den Bauern, den er gleich wiedererkannt hatte. »Warum suchst du mich hier, Petrus?«, fragte er.

Demütig, ohne den Schatten eines Vorwurfs, sagte der Bauer: »Ich bin die zwei Meilen<sup>4</sup> nach Näs gefahren und wollte den Herrn Pastor holen. Aber da hörte ich, dass der Herr Pastor zum Herrn Propst gefahren war. So bin ich hergekommen. Nun bitte ich um Gottes Barmherzigkeit willen, dass Ihr bald kommt, Herr Pastor, denn Johannes redete schon verwirrt, als ich losfuhr.«

Havermann legte die Stirn in Falten. »Du, Petrus – Börsebo-Johannes ist doch eigentlich in Ravelunda daheim?«

»Ja, aber Ihr wisst ja, Herr Pastor, dass er bei uns gewohnt hat, seit er seine Frau verlor. Wir sind Schwäger, er und ich.«